

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Ausblick.

Arbeiter, hebt von Wert und Kad
das Haupt empor zu einer Taf,
die Großes und Erhabnes birgt
und in die Zeit und Ferne wirkt.

Schleht fort der Wertstaff graue Wand,
die euch in enger Haß umspannt
und schaut die Brüder ungezählt
gleich euch zertreten und zerquält.

Und leht aus jedem Brudersblick,
den Mut zu ändern das Geschid
und hört, wie jedes Herz aufschreit:
Ist noch nicht kommen unsre Zeit?

Und fühlst dann lähn und froh erschreckt,
wie sich in euch der Riese reckt
aus Not und Nacht zum Licht empor
anklopfend an ein goldnes Tor.

Alfons Pechold.

Der Teppich.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Mein Freund Reistenberger besitzt unter den tausend Kostbarkeiten seiner Wohnung einen Teppich, den man nur wie ein Heiligtum betrachten kann. Es ist ein alter Gebetsteppich aus Iran.

Ich habe wenig Anlage zum Reid, aber um den Teppich könnte ich Reistenbergern beneiden. Er hat Farben, die einem in einen Zustand feierlicher Ruhe und gehaltener Beschwingtheit versetzen. Da ist ein Rot, das tief ist und brennend und sich doch nicht aufdrängt, und von einer vornehmen Zurückhaltung ist und bei aller Blut wie ausgelöscht erscheint, — wie eine Liebe, die stark ist in ihrer Leidenschaft und doch beiseite treten kann und Schweigen und lächeln. Nein, man kann über Farben nicht reden.

Wenn man den Teppich betrachtet, weiß man, daß er eine Geschichte hat. Man erlebt Visionen von ihm, so zu sagen.

Da ist eine Hütte, eine schmutzige gelbe Hütte aus Behmzgelein, halb verfallen. Der Fußboden ist uneben und längst schadhast geworden, ein Estrich aus gestampfter Erde, und so häßlich und unordentlich, wie der ganze Bau. Aber ein Wehstuhl steht darin mit einem Gewirk von roten, blauen, braunen und grünen Fäden aus weicher Kaschmirwolke, locker und schimmernd wie Seide. Und ein Mädchen ist da, das schwarzhaarig ist und Augen hat, in denen das Weiße bläulich ist und wie ein Opal schimmert, und wenn sie sich bewegt und die Fäden verknüpft, die in verwirrender Fülle vor ihr ausgespannt sind, sieht man, was für seine Gelenke die Hände besitzen und wie fein der Nacken den gebeugten Kopf trägt, den sie über die Arbeit bückt.

„Zigarre oder Zigarette?“ fragt Reistenberger.

Reistenbergers Zigarren sind Kostbarkeiten, wie alles, was einen hier umgibt, und ich lasse mich nicht gerade ungern auffordern. Nur — die Perserin mit den wunderbaren Augen und den feinen Handknöcheln ist darüber weg. Aber dann geht das Gespräch weiter, und Reistenberger wendet sich wieder den übrigen Besuchern zu, und ich bin ihm dankbar, daß alles andere ihn mehr interessiert, als was ich am Ende zu sagen hätte, und kann wieder ungestört den Teppich betrachten, der wie ein Wunder aus Farbe meinem Stuhl gegenüber an der Wand hängt.

Om-Bidschar heißt sie . . . Und jung ist sie, erst siebenzehn Jahre. Und einen Liebsten hat sie, der Ziegenhirt ist und einen Namen hat, so klangvoll wie der eines Fürsten . . . Aber sie ist eifersüchtig auf

ihn, denn da ist Bonain, die am Eingang des Dorfes wohnt und deren Vater mehr als siebenzig Ziegen besitzt . . . O, Om-Bidschar muß achtgeben. Bonain ist falsch . . . falsch wie die Nacht . . . Aber wenn sie erst den Teppich fertig hat, wird sie ihn dem Händler verkaufen, der in Beramin einen Bazar unterhält und ihr einen ganzen Toman für den Teppich zugesagt hat . . . Einen ganzen Toman! Dann wird Om-Bidschar sich den Silbergeschmuck kaufen, der ihr so gut steht, das Halsgehänge und den Armreif . . . Und dann wird Ali ben Hassan Bonain nicht mehr ansehen und ihr allein gehören, und sie wird selig sein . . .

„Natürlich!“ sagt Reistenberger und schlägt sich auf die Knie, daß ich zusammensahre. „Es ist ganz selbstverständlich, daß unsere Handelsbeziehungen mit Amerika —“

Man stimmt ihm eifrig und allgemein zu — und ich kann sehen, ob ich die holbe Om-Bidschar mit den bleichen Wangen und den großen dunklen Augen wieder erblicke . . .

Ja, sie wird selig sein . . . Ihre Stirn, in der sich jedesmal, wenn sie an Bonain denkt, eine Hornesfalte senkt, schorft wie der Schnitt eines Messers, glättet sich wieder, ihr Mund verzieht sich zu einem Lächeln, und sie beginnt zu trällern, leise wie ein Vogel zwitschert, wenn der Abend kommt.

Wie sie so sitzt und wieder die bunten Fäden der Wolle durch ihre Hände gehen, kommt von der Gasse her eine alte Frau herein. Zahnlos und häßlich ist sie, häßlich wie die Sünde, und ihre Haut ist so weiß und braun wie die einer Zigeunerin, die mit ihrer Bande siebenzig Jahre durch Wind und Wetter wanderte. Aber ihr Haar ist noch immer blauschwarz wie eine Rabenschwinge.

„Spüte dich, Täubchen,“ sagte sie. „Es wird Abend. Hassan wird mit den Ziegen an den Brunnen kommen und sich langweilen, wenn du nicht da bist . . . Geh, mein Täubchen, geh!“

Da nimmt Om-Bidschar den Tonkrug auf die Schulter und geht und späht schon von weitem, ob er schon da ist, den sie liebt. Aber am Brunnen ist es noch still und einsam. Sie ist zu früh gekommen. Und doch nicht! Denn dort kommt auch Bonain schon und späht, wie Om-Bidschar spähte, und zieht spöttlich die Lippe hoch, als sie unvermutet die Rivalin erblickt.

Aber Om-Bidschar ist zu stolz, ihr nur das kleinste Wort zu sagen, mag sie immer beginnen, was sie will. Die aber wiegt sich in den Hüften und trällernd beginnt sie ein Lied, das Om-Bidschar das Blut ins Gesicht peitscht:

„Hand der Läufer eine Taube,
Schön und schwarz, die Federn dicht . . .
Neh sein Nest er, sucht die eine,
Hielt ihn alle Treue nicht . . .“

Das ist zuviel für Om-Bidschar . . . Ihre Augen funkeln und ihre Gestalt strafft sich.

„Falsche,“ schreit sie, und springt auf, wie eine Rahe vom Boden emporschnellt.

„Sei doch nicht so stumpfsinnig,“ sagt Reistenberger und schlägt mir auf die Schulter. „Du sitzt wirklich den ganzen Abend da, als wärest du über die Quadratur des Kreises geraten. Komm, Müller und Lehmann suchen den dritten Mann zum Stalk!“

Ich bewundere Reistenberger. Aber noch mehr beneide ich ihn, — wenn auch nur um den Teppich . . .

Ehe.

Sans Reimann hat eine Sammlung „Sächsische Miniaturen“ im Verlage „Der Drache“, herausgegeben, in der er die besondere sächsische Spieligkeit aufweist.

Mann und Frau faulzen auf dem Schäffelngl. Der Mann ist am Einschlafen.

Die Frau wird von Halbträumen umfangen.

Eine Fliege summt.

Die Glocken einer fernern Kirche baumeln.

Der Mann schilt, rüfelt sich; fragt: „Sinn das Klootn?“
 Die Frau horcht; antwortet: „Das sinn doch geene Klootn. Das
 iss enne Fliesche.“
 „Unsinn. Das iss doch geene Fliesche. Das sinn Klootn.“
 „Das iss enne Fliesche!“
 „Das sinn Klootn!“
 Beide horchen.

Der Mann: „Nu naderlich sinn das Klootn. Warum laudn
 denn die?“
 Die Frau: „Ich gann doch Klootn von ennr Fliesche undrscheidn!
 Ich heere geene Klootn. Das iss enne Fliesche.“

„Das sinn Klootn!“
 „Wenn ich dr saache, es iss enne Fliesche!“
 „Härregodd, das sinn Klootn! Das iss doch geene Fliesche.“
 „Das iss enne Fliesche!“
 „Das sinn Klootn!“

„Na da bleib bei dein Klootn!“
 „Sowas Dähmliches! Ich bin doch nich verriggd. Naderlich
 sinn das Klootn. Ganz deidlich!“
 „Das iss enne Fliesche!“

„Wo ich genau die einzeln Klootn rausheere!“
 „Was du nich alles färdj bringst! Ich heere bloß enae Fliesche.
 Warum solln dnn jädz de Klootn leidn?“

„Nu, das mechd ähm gärne wissn!“
 „De gannds! druff frlassn; das iss enne Fliesche!“
 Beide horchen.

Die Glocken haben aufgehört zu summen.
 Auch die Fliege läutet nicht mehr.

Der Mann denkt: „Dieses Rhino, dieses eeghaffde. So machd
 die s nuh jehdn Daach. Bei jehdr Gelähjnheed. Zum Auswachs'n.
 Enne Flieje. Lachhaffd. Awor da gann se niemand droon abbring.
 Siss ähm enne Flieje. Das Ross. Unn wenn die Klootn hier in dr
 Schduhwe vor ihrer Nase leidn dähdn: nee, siss ähm enne Flieje.
 Mwürn. Nunnaderlich wahrn das Klootn. Was dnn sonst. Mir
 einschdreidn zu wolln, daß das enne Flieje war. Dieses Rhino . . .“

— Er schläft ein.

Die Frau denkt: „Wenn das nich zufällig mei Mann wärs, ich
 gemdn puchn, das Helfährd. Vegat rüchd hamm mußr. Alles bessr
 wissn. Ich heere deidlich die Fliesche summen: nee, sinn ähm Klootn.
 Da gannr saachn, was mr will: sinn ähm Klootn. Jädz, um die
 Zeit Klootn. Das Gamehl. Unn das iss jehdn Daach so. Das
 Schaf. Jehdn Daach so . . .“ — Sie schläft ein.

Beide schlummern.
 Sie träumt von einer Fliege, die hoch auf dem Kirchturm ge-
 läutet wird.
 Er träumt von Glocken, die ihm übers Gesicht krabbeln.
 Ganz leise fängt die Fliege wieder an zu summen.
 Es klingt wie fernes Glockenläuten.

Ein Pflanzenstoff als Verwandlungskünstler

(Papier, Schießbaumwolle, Zelluloid, Kollo-
 dium, Kunstseide und Hoffmannstropfen.)

Von Eduard Dypel.

Die Zellulose ist einer der am meisten verbreiteten Stoffe,
 die feste Substanz der Zellwand. In zwei Formen tritt sie auf, als
 gewöhnliche und als Filzzellulose. Diese findet sich nur in Pilzen
 und Flechten vor, jene beherrscht das ganze übrige Pflanzenreich.
 Die Zellulose zählt nach ihrer chemischen Zusammensetzung zu den
 Kohlehydraten. Im fortschreitenden Alter und Wachstum der
 Pflanzen häuft sie sich in den festeren Organen, in den Stengeln und
 im Halse an, wo sie zarte, durch Harz fest miteinander verklebte
 Fasern bildet.

Gewisse Fäulnisbakterien zerlegen dieses Harz und nach kräf-
 tigem Austochen der Fasern erhält man schließlich harzreine Zello-
 lose. Ein einfaches Experiment veranschaulicht uns hierbei in primi-
 tiver Weise die Papierfabrikation. Man wirft den nassen
 Zellstoff über ein Sieb, das Wasser läuft ab und zurück bleibt
 ein einfaches Häutchen aus Zellulosefasern, das — auf besondere Art
 wieder geleimt — im trockenen Zustande ein Blatt Papier ist. Die
 Chinesen haben in dieser Form auf die einfachste Weise Papier her-
 gestellt. Araber brachten das Verfahren nach Deutschland, wo in
 Nürnberg Anno 1390 die erste deutsche Papiermühle ihren Betrieb
 eröffnete. Lange Zeit wurde dann ausschließlich aus Lumpen, die
 ja selbst aus Zellulose bestehen, Papier gemacht. Aber schließlich
 reichten die Lumpen nicht aus, und man sann auf Mittel, Zellstoff in
 großen Mengen zu erhalten, zumal als nach der Erfindung der Buch-
 druckerkunst der Papierbedarf ins Ungemessene stieg. Völker ließ
 1846 als erster Holz — die feste Masse der Gewächse ist ja in der
 Hauptsache Zellstoff — von Schleifsteinen zermahlen. Nach und nach

kam das Kochen von Holz unter Beigabe von Natriatron in
 Schwung. Das chemische Mittel löste die Harzbestandteile, ohne die
 Zellulose zu verkehren. Ein Menschenalter später fand man, das
 saure schwefelsaure Kalz das beste Zerlegungsmittel war und mit
 ihm verkochtes Holz eine vorzügliche langfaserige Sulfitzellulose er-
 gab. Seit 1903 werden aus dieser feinen Zellulose Gespinste her-
 gestellt, die einen Ersatz für Jute abgeben. Das Fabrikat, ein
 Erzeugnis moderner Poplerfabrikation, ist durchaus dauerhaft und
 widerstandsfähig. Aus diesem Stoff gefertigte Säcke haben die wel-
 testen Reisen gemacht, wurden umgeladen und neugefüllt und waren
 trotzdem noch vollkommen gebrauchsfähig. Der Krieg hat die Ver-
 arbeitung von Zellulose in ungeahntem Umfange nötig gemacht, und
 Jedermann kennt die außerordentlich mannigfaltige Verwendung des
 Zellstoffs zu Wäschestücken, Röcken, Sofabeden, auch die Nesselfaser-
 stoffe sind ja nichts anderes als Zellulosefabrikate. Schon diese Bei-
 spiele illustrieren die ungeheure Bedeutung des von den Pflanzen
 gelieferten Rohmaterials für Industrie und Wissenschaft. Die Zell-
 stoffindustrie ist zu großer Blüte gelangt. Nachdem 1843 Friedrich
 Gottlob Keller die Holzstoffpapierbereitung ermöglicht und sein Teil-
 haber, der Direktor der Baugener Papierfabrik, Heinrich Völker, seine
 nach und nach bedeutsam verbesserte Holzschleifmaschine gebaut hatte,
 erkannten die zahlreichen Kleinmüller in den wasser- und holzreichen
 Gebirgstälern sehr bald die große volkswirtschaftliche Bedeutung der
 neuartigen Industrie und richteten ihre Betriebe auf die Zellstoff-
 ausbeute, die Holzschleiferei und Papierfabrikation ein.

Die Bedeutung der Zellulose steigt sozusagen mit ihrer weiteren
 chemischen Veränderung. Baumwolle ist fast reine Zellulose. Der
 Chemiker Schönbein in Basel, der vor 80 Jahren das Nyon ent-
 deckt hat, stellte Hunderte von Versuchen darüber an, wie sich alle
 möglichen Stoffe unter der Einwirkung stärkster Schwefel- und
 Salpetersäure verändern würden. So gab er auch die Baumwolle
 in ein Gemisch der beiden Säuren und warf sie sodann in Wasser,
 um die Weiterwirkung der Säuren aufzuheben. Nach der Unter-
 suchung war die Baumwolle scheinbar gänzlich unverändert ge-
 blieben. Als sie aber trocken geworden war, entpuppte sie sich als
 ein furchtbar heftig wirkendes Sprengmittel, das die Kraft des
 Schießpulver bei weitem übertraf. Die Technik bediente sich beim
 Bau der Bahn, die den Rhein entlang nach der Schweiz führen
 sollte, zur Durchtunnelung des „Idsteiner Klotz“, eines Felsvor-
 sprunges im Süden Badens, zum ersten Male des neuen Spreng-
 mittels, und zwar mit gutem Erfolge. Bei der Herstellung des
 Schießbaumwollens, wie man das neue Sprengmittel nannte,
 kommt es vor allem darauf an, die Säuren vollkommen wieder aus
 den Fasern herauszuwaschen. Gelingt das nicht, so führt das
 Weiterfressen der Chemikalien zu einer Selbstentzündung. Das
 mußten sehr bald die französische Regierung, die zu militärischen
 Zwecken 1600 Kilogramm Schießbaumwolle hatte herstellen lassen,
 und die österreichische, die fast 6000 Zentner bei Wien aufgestapelt
 hatte, erfahren, denn beide Vorräte flogen eines Tages infolge
 Selbstentzündung in die Luft und richteten schauerliche Verwüstun-
 gen an. Schon lange aber wird das Sprengmittel ohne jede Ge-
 fahr hergestellt und aufbewahrt. Torpedos und Seeminen wurden
 mit nasser Schießbaumwolle gefüllt. Nahe Schießbaumwolle ist,
 wie der englische Sprengstofftechniker Abel nachgewiesen hat, unge-
 fährlich. Man kann sie mit einem Streichholz anbrennen, ohne daß
 sie explodiert! Das leicht explodierende Knallquecksilber aber, die
 Explosionsmasse der Büchchütchen, bringt auch nasse Schießbaum-
 wolle zur Explosion.

Hyatt hat vor etwa 45 Jahren entdeckt, daß mit Kampfer (ein
 Fünfstel der Masse) vermahlene Schießbaumwolle, auf 120 Grad
 erhitzt, zu einem Brei zusammenschmilzt, der sich leicht in Formen
 pressen läßt. Den Brei kennen wir als Zelluloid, aus dem
 Kämme, Bälle, Spiegeldübel, Uhrhülsen usw. hergestellt werden.
 Daß das Zelluloid außerordentlich leicht und heftig in Flammen
 aufgeht, ist bekannt und erinnert an die Gefährlichkeit seiner Her-
 kunft. Brände von Zelluloidlagern sind gewöhnlich nicht zu löschen,
 da das rasend rasche Umsichgreifen der Feuerwellen jeden Rettungs-
 versuch ausschließt.

Mit Schießbaumwolle und Zelluloid, Papier- und Stoffzerzeu-
 gung ist die Verwendbarkeit der Zellulose aber keineswegs erschöpft.
 In Spiritus und Aether gelöste Schießbaumwolle gibt Kollo-
 dium, das als Verschlusmittel kleiner Wunden verwendet wird,
 Sprit und Aether verdunsten, und die Breimasse verhärtet zu einem
 kleinen Häutchen. Läßt man Kollodium durch außerordentlich feine
 Glasröhrchen in Wasser laufen, so erhält man die von Carboneit
 erfundene Kunstseide, die sich durch einen besonderen, des
 Naturseide fehlenden Glanz auszeichnet. Rein aufgelöst in einem
 Gemisch von Spiritus und Aether hat schon im 18. Jahrhundert
 Prof. Hoffmann in Halle die Schießbaumwolle als Medizin emp-
 fohlen. Die bekannten „Hoffmannstropfen“ sind nichts
 anderes und genießen heute noch den Ruf eines Volksmittels.
 Kollodium durch gröbere Röhrchen getrieben ergibt eine verblüffende
 Imitation von Menschen- oder Roßhaar.

Damit sind einige Industriezweige und technische Verwertungen der Zellulose festgestellt. Aber auch in der freien Natur, ohne Mitwirkung des Menschen, betätigt dieser Proteus unter den Pflanzstoffen seine Verwandlungsfähigkeit. In den Stämmen und Ästen der Kirsche, Pflaumen-, Mandel- und Aprikosen sowie in den Pflirsichbäumen wird die Zellulose oft zu einer klebrigen bernsteinfarbenen Masse, die aus der Rinde heroorquillt, erhärtet und als Kirschgummi (Jerassin) bekannt ist. Aus den Stämmen einiger Akazien oder Niesfliehe als Gummi arabicum.

Technische Wunder im Altertum.

Die älteste menschliche Kultur ist innig verknüpft mit den ersten technischen Erfolgen in der Kunst, Häuser zu bauen, Brot zu backen und Zeug zu weben, vor allem aber mit dem Bergbau und der Kunst, Metalle zu benützen. Sieht man von Dampfkraft, Elektrizität und Sprengstoffen ab, so waren eigentlich alle Errungenschaften der neuzeitlichen Technik schon im Altertum bekannt. Leistungen wie den Bau der ägyptischen Pyramiden hat unsere Zeit noch nicht übertroffen. Aber sogar die Wirkungen des Dampfes waren bekannt. Im 2. Jahrhundert v. Chr. erfand Hero von Alexandria u. a. eine Maschine, die man als Vorbild der Dampfturbine betrachten kann. Auch der Gebrauch der Kohle war sowohl in China wie im Saar- und Ruhrgebiet bekannt, in England wie in einzelnen Gebieten am Mittelmeer. In China kannte man sogar die Verwendung des Pulvers. Bei diesen Voraussetzungen ist es eigentlich sonderbar, daß man nicht zur Erfindung der mit Kohle geheizten Dampfmaschine gelangt ist. Was schließlich die Elektrizität anbetrifft, so waren ja die Erscheinungen der Luftelektrizität schon den alten Ägyptern bekannt, ebenso den Juden, wenigstens so weit, daß sie — nicht Franklin — den Blitzableiter erfunden konnten. Die gewaltigen Masten der ägyptischen Tempelpyramiden dienten, wie Urkunden beweisen, ebenso als Blitzableiter wie die davor stehenden Obelisken. Beide waren mit kupfernen Spitzen versehen.

Salomo versah Jerusalem mit einer großartigen Wasserleitung. Von den im Gebirge angelegten Seen und Bässen führten Leitungen herab nach Jerusalem teils durch Tunnel, teils über die Hügel; man kannte damals also schon die Kunst, durch den Wasserdruck Höhenunterschiede zu überwinden. König Hiskia (727—669 v. Chr.) baute später noch eine zweite Wasserleitung, die durch einen 533 Meter langen Tunnel führte. Dieser Tunnel wurde von zwei Seiten in Angriff genommen und die Arbeiter trafen sich genau an der vorausgerechneten Stelle. Die Kanalisation von Jerusalem stammte bereits aus der Zeit vor David (1055 v. Chr.). Man hatte sogar getrennte Kanäle für den Abfluß des Wassers und für das Fortschaffen der Abfälle.

Bereits vor den Juden legten die Assyrer Wasserleitungen an, die bis zu 45 Kilometer Länge hatten. Die größten römischen Wasserleitungen erreichten mit einer Ausnahme nur 39 Kilometer Länge. Eine besondere Glanzleistung war die Wasserleitung der Stadt Pergamon. Aborte mit Wasserpflanzung gab es bereits um 1300 v. Chr. In der hochentwickelten Kultur von Kreta, die auch die ersten steinernen Treppentouren für Zuschauer aufweist — die Urform des Theaters. Einen antiken Abort, den man 1850 in Pozzuoli ausgrub, hielten die italienischen Gelehrten wegen seiner prächtigen Einrichtung zuerst für einen Tempel. Wann haben die meisten unserer größeren Städte Wasserleitung und Kanalisation erhalten? Das ist in vielen Fällen noch nicht ein Menschenalter her!

In der Römerzeit wurde auch die Sammelheizung erfunden, indem man warme Luft von einer unter dem Fußboden liegenden Wärmeleitung durch besondere Kanäle und Röhren sandte. Bis dahin hatte man sich mit Kohlenpfannen beholfen, wie man es noch heute in südlichen Ländern tut. Auch Fenstercheiben kamen erst in der römischen Kaiserzeit in Gebrauch, besonders in nördlicheren Gegenden. Die Kunst der Glasbereitung war indessen alt. Bereits die Ägypter stellten seit Urzeiten Glasstücke (Perlen, Spiegel) her. Aus Alexandria holtten sich die Römer die Technik der ägyptischen Glasbläse und gaben ihr eine industrielle Entwicklung. Die Drehscheibe des Töpfers wandte man bereits vor Jahrtausenden in Ägypten an. Das Papier ist, wie bekannt, eine chinesische Erfindung. In Ägypten verwandte man den größeren Bast der Papyruspflanze, in anderen Ländern benutzte man Leinwandgewebe oder Pergament. Die Seide war ebenfalls ein chinesisches Erzeugnis. Sie kam nur auf dem Wege des Handels nach Westen und war daher unerbötlich teuer. Dagegen wurde Baumwolle in Mesopotamien und Ägypten sowohl gepflanzt wie gewebt.

Die Malerkunst bestand in Ägypten im Malen mit Leinwand, in Griechenland in Freskomalerei, die bereits auf Kreta angewandt wurde. Darauf wurde sie von Italien übernommen. Ebenso kannte das Altertum die Radierung und viel später auch die Deckmalerei, deren Technik jedoch wieder verloren ging, bis sie von den Brüdern van Eyck aufs neue entdeckt wurde. Hier bräute

man in Babylon und Ägypten wie im Norden. Das deutsche obere gährige Bier entsprach dem Weißbier, dem Weibgetränk des alten Berliners. Tacitus fand es sauer. Das süße Gärungszeugnis des Honigs, der Met, ist nicht nur ein nordisches Getränk; es kommt schon bei Homer vor.

Seife verwandte man in der römischen Welt wie in Gallien anfangs nur als Pomade, gleichzeitig aber auch als Haarbleichmittel, um das Haar rotblond zu erhalten, die Modifarbe unter den vornehmen Römerinnen, die sich in die Haarfarbe der Germanen verliebt hatten. Auch Soda war als Reinigungsmittel bekannt.

Auch das Kapitel der Brücken- und Baukunst bringt uns der Neuzeit sehr nahe. Bereits Nebukadnezar baute in Babylon eine Brücke über den Euphrat. Ihre Bedeutung aus Holzbohlen ruhte auf hundert Steinsäulen. Die Römer bauten gewölbte Steinbrücken. Viele von diesen römischen Brücken stehen noch heute und sind einfach unverwundlich. Bei breiten Flüssen versagte indessen diese Technik und man griff zu gewölbten Holzkonstruktionen, wie wir heute das Eisen verwenden. Die Methode der Senkpfosten und die Kenntnis wasserdichten Gemäuers war bei den Römern in Brauch, und bereits die Babylonier kannten den Zement. Wenn die römische Brückenbaukunst die Vorgängerin der modernen Eisenkonstruktion ist, so müssen auch die großen römischen Pantheon als die Vorgänger unserer Eisenbahnen angesehen werden. Ihr Netz, das, wie man berechnet hat, 78 000 Kilometer umfaßte, diente nicht nur Handelszwecken, sondern vor allem auch strategischen Aufgaben. Dabei folgte man ebenso wie wir bei den Eisenbahnen dem Grundzüge der kürzesten Linie, sprengte Felsen fort, bohrte Tunnel, warf Wälle auf und legte in den sumpfigen Wäldern Germaniens Holzbelegte Wege an, deren Reste man noch heute findet. Viele von diesen Straßen haben sich bis heute erhalten. Man legte sogar auf den vornehmsten Straßen vertiefte Wagenspuren an — das ursprüngliche Vorbild der Straßenbahnen. Man sieht also — es ist beinahe schon alles im Altertum dagewesen.

Zivillisten.

Anlässlich der noch immer mit der Hohenzollernfamilie ausstehenden Vermögensauseinandersetzung ist es interessant, zu erfahren, auf welche Weise eigentlich die Tribute für den Unterhalt der ehemaligen Landesfürsten in monarchischen Staaten entstanden sind und worauf der Ausbruch „Zivilliste“ zurückzuführen ist.

Ursprünglich wurden die Ausgaben der regierenden Fürsten aus ihren eigenen Hausgütern und sonstigem Besitz bestritten. Als dann in späteren Jahren die Hausgüter vermindert wurden, sahen sich die Staaten genötigt, für den Haushalt ihrer Herrscher zu sorgen. Einer Urkunde aus der Regierungszeit des Königs Georg II. von England (1727—1760), entnehmen wir: „Infolge der schlechten Verwaltung der königlichen Güter und infolge des zunehmenden Luxus und der immer mehr steigenden Bedürfnisse des königlichen Haushalts wird der Staatshaushalt künstlich in die Ausgaben unseres Landesfürsten bestritten.“

In einer besonderen Liste wurden daraufhin die Bedürfnisse des Königs für seine eigene Person und die für seinen Haushalt aufgezählt. Das Parlament bewilligte dem König hierauf eine Pauschalsumme, die man, im Gegensatz zu den Ausgaben für das Heer, zu denen der Zivilverwaltung zählte. Daher der Name „Zivilliste“, der dann allgemein angenommen wurde.

Die größte Zivilliste bezog zu Anfang unseres Jahrhunderts der russische Zar mit 27 000 000 M. Nach Rußland kam Oesterreich; die Zivilliste Kaiser Franz Josefs betrug 15 900 000 M. An dritter Stelle stand Preußen mit 15 179 200 M. Wilhelm II. erhielt die Zivilliste nur als König von Preußen; seine Leistungen als deutscher Kaiser verrichtete er ohne Entgelt. König Eduard mußte sich mit 10 860 000 M. „begnügen“, während König Viktor Emanuel II. von Italien 12 800 000 zu „verzehren“ hatte. Monsieur Fallières, Frankreichs Allgewaltiger, hatte ein Jahresgehalt von 1 000 000 Fr. und 700 000 Fr. Repräsentationsgelder; hingegen durften verzehren: der König von Spanien 7 400 000 M., der Mikado von Japan 6 500 000 M., der König von Bayern 4 231 000, der König von Sachsen 3 410 575, der König der Belgier 2 800 000, der König von Portugal 2 400 000 und die Königin der Niederlande 1 350 000 M. Griechenland zahlte seinem Könige „nur“ 325 000 M. Bis auf die Landesväter von Baden, Hessen und Sachsen-Weimar hatten die übrigen deutschen Bundesfürsten keine Zivilliste. Ihr Einkommen resultierte aus den Erträgen des privaten Besitzes. Der Haushalt des Fürsten von Monaco wurde von der Spielbank in Monte Carlo subventioniert. Sein Einkommen hieraus belief sich auf rund 2 000 000 Fr. Die asiatischen Fürsten, Sultane, Potentaten usw. waren auf Zivillisten nicht angewiesen, da sie ungeheure Reichtümer ihr eigen nannten.

Im übrigen waren die Kaiser von Rußland und Oesterreich derartig begütert, daß sie auch ohne die Zivillisten nicht verhungert wären. Die Zarenfamilie verfügte z. B. über 100 000 000 Dessätinen Land, d. h. mehr als alle russischen Bauern zusammen.

Die den hinweggeführten monarchischen Schmarozern zugeordneten Mittel sind uns Steuerzahlern nunmehr erspart oder werden nötigen und nützlicheren Zwecken für die Allgemeinheit zugeführt.

Alt-Berlinische Lebensregel.

Ja bitte Dir, ja bitte Dir sehr,
Ja bill' Dir um Jotteswillen,
Biop niemals Dein Privatmalheur
Vor andere zu enthüllen!
Und wal een richt'jer Berliner is,
Der merke sich diese Sp'iche:
Über dei, wal Dir dei Liebste is,
Reiß' Deine schnoddrigsten Bihe!

Wissen und Schauen

Subjektive Schwachnehmungen. Wahrnehmungen von Bildern im Auge, denen kein äußerer, gleichzeitig betrachteter Gegenstand entspricht, nennt man entoptische Erscheinungen. Zum Teil sind es die Schatten von Trübungen in den brechenden Medien des Auges, die unter gewissen Bedingungen sichtbar werden. So die sog. fliegenden Mücken (*mouches volantes*), die man beim Blick auf eine helle Fläche, gegen den blauen oder weißüberzogenen Himmel oder auch im hellen Feld des Mikroskops erblickt, und die sich bei raschen Augenbewegungen wie aufgewirbelt heben, um sich dann wieder langsam zu senken. Diese fliegenden Mücken, die den Beobachter beunruhigen, wenn er sie zum erstenmal wahrnimmt, sind die Schatten von normalen Bestandteilen des Glaskörpers, die bei enger Pupille, also bei heller Beleuchtung wahrgenommen werden. Im hochgradig trüblichen Auge ist der Glaskörper flüssiger, daher die Bewegung dieser Mücken bei Augenbewegungen lebhafter. Solange diese „fliegenden Mücken“ bei normalem Sehvermögen vorhanden sind, sind sie harmlos, und wenn man dies weiß, und nicht mehr darauf achtet, werden sie bald nicht mehr in störender Weise wahrgenommen. Viel größere und schmerzlichere Glaskörpertrübungen, die aber im Unterschied von diesen feinen fliegenden Mücken das Sehvermögen meist mehr oder weniger stören und beeinträchtigen, entstehen oft plötzlich durch Blutungen in den Glaskörper. Diese sind unbedingt krankhaft und müssen behandelt werden, ebenso dicke schleierartige Trübungen, die durch Auschwihung seröser Flüssigkeit in den Glaskörpern entstehen. Eintrübungen durch beginnenden Altersstar werden selten als umschriebene Trübungen wahrgenommen, noch eher Schleimflocken auf der Vorderfläche des Auges bei Bindehautkatarrh. Im Unterschied zu Glaskörpertrübungen werden diese Flocken besser durch Wischen des Auges oder durch Blinzeln.

Scharf umschriebene Trübungen, die sehr schwarz sind, im Fixierpunkt stets bleiben und das Sehvermögen stark beeinträchtigen, sind bedingt durch Blutungen und Veränderungen in der Netzhaut im gelben Fleck, der Gegen des deutlichsten Sehens, wie sie namentlich bei hochgradiger Kurzsichtigkeit, als Altersveränderungen und bei Nierenleiden vorkommen. Diese bleiben im Unterschied zu den beweglichen Mücken auch bei raschen Augenbewegungen stets im Fixierpunkt.

Wacht man morgens vom Schlafe auf in einem schon hellen Zimmer und schaut an die Zimmerdecke, während feillich ein helles Fenster ist, so erblickt man eine kurze Zeit nach dem Öffnen der Augen eine hirschgeweihförmige Figur, die sog. Purkinje'sche Abergfigur. Es sind dies die Schatten der Verzweigungen der Abergfigur auf der Netzhaut, die für gewöhnlich nicht wahrgenommen werden, bei der erwähnten Versuchsanordnung aber erscheinen.

Bei den Tuaregs. Interessante Einzelheiten über das Leben der Tuaregs, des wichtigsten der Berberstämme in der Sahara, berichtet in der in Tripolis erscheinenden Zeitschrift „Italia in Oriente“ der italienische Hauptmann Betragnoni, der vier Jahre lang in der Gefangenschaft der Senuffi verbracht hat. Die Männer des Stammes, die in vollständiger Unbildung aufwachsen, sind Räuber und Banditen, die an den Brunnen der Karawanenstraße auf der Lauer liegen und von hier aus die Karawanen überfallen. Inzwischen wird das Gemeinwesen zu Hause von den Frauen geleitet, die alle Aemter einschließlic des Richteramtes beim Stamme verwalten. Im Gegensatz zu den Männern können alle Frauen ihre seitliche, wohlklingende Sprache lesen und schreiben, eine Sprache, die man ganz nach Belieben von rechts nach links, von links nach rechts, von oben nach unten oder von unten nach oben schreiben kann. Die Frauen führen in der Jugend ein unbeschränkt freies Leben; in der Ehe aber sind sie die treuesten Gattinnen. Wird ein Kind geboren, so tritt der Vater vor das Bett, und hält den ersten besten Vorübergehenden an. Das erste Wort, das dieser spricht, wird als Name für das Kind genommen. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die Tuaregs die seltsamsten Namen führen. Sie sind übrigens erstaunlich widerstandsfähige Kamelreiter. Wenn ihnen unterwegs das Wasser ausgeht, so machen sie einen Einschnitt in eine nahe der Augenhöhle liegende Arterie des Reiters und entziehen der Wunde bis zu zwei Liter Blutwasser, das sie mit Bier trinken. Haben sie Hunger, so schneiden sie aus dem Buckel ein festes Stück Fleisch von etwa 3 Kilo Gewicht, das sie mit der „Bühtentohle“ braten, von dem die Wüste überfüt ist. Die Reitkamelleiden weder durch die Blutentziehung noch durch die Entnahme des Fleisches aus dem Buckel irgendwelchen Schaden, da die Wunden leicht heilen und vernarben.

Edelsteine am deutschen Meere. Wer etwas von den Freuden der Goldsucher und Diamantgräber fremder Länder in unserem armen Deutschland erleben will, der braucht nur an den Küsten der

Nordsee, noch besser aber am Strand zwischen Kiel und Tranz einmal die Mühe eines Ferientages darauf zu verwenden, daß er dort die Natur mit aufmerksamerem Auge betrachtet. Hat er ein Mikroskop und mustert er den ganz gewöhnlichen, frisch angespülten Dünensand damit, so wird er schon nach wenigen Minuten entdecken, daß darin, wenn auch nicht Gold, so doch Edelsteine: nämlich eine ganze Menge edler Granaten schlummern. Nur sind sie mikroskopisch klein; sie sind bloße Splitter, die aber trotzdem etwas Wertvolles mit Sicherheit beweisen, daß der Sand der deutschen Meeresküste ursprünglich das zerriebene Material von schwedischen Granitgebirgen ist. Dort drüben ist dieser gewöhnlichste aller Edelsteine oft in kopfgroßen Stücken immer noch im Gestein eingesprenzt.

Wer übrigens noch einen Zweifel daran hat, daß das ganze an der Oberfläche liegende Steinmaterial der norddeutschen Tiefebene von der Küste bis weit nach Berlin herunter aus schwedischen Gebirgen stammt, der braucht nur die vielen herumliegenden Findlingsblöcke näher anzusehen, deren größter, der Markgrafenstein, wohl jedem Berliner Kind bekannt ist. Hier sowie in den überall in der weiteren Berliner Gegend anstehenden „Gieschiebemergeln“ findet man skandinavische Gesteine, darunter die schönen grüngrauen Skurfalte von Götland, den roten „Dala-Quartzit“, den norwegischen Rhombenporphyr und manche Andere, in denen die Granaten wiederkehren und so den Beweis vollenden, den der Meeresand dem Kundigen mitteilt.

Frauen in Männer- und Männer in Frauenkleidung. Die Geschichte ist reich an Beispielen von Frauen, die es liebten, in Männerkleidung durchs Leben zu gehen. Weniger groß ist die Zahl der Männer, die der Versuchung, sich in Frauenkleidern bewundern zu lassen, nicht widerstehen konnten. Allein auch hier fehlt es nicht an berühmten Beispielen. So lautete zur Zeit der französischen Restauration in Paris eine gewisse Henriette de Lauges auf, die behauptete, ein Opfer der Revolution zu sein, und die diese Behauptung auch durch amtliche Schriftstücke belegte. Sie erhielt daraufhin von Ludwig XVIII. nicht nur eine Rente ausgesetzt, sondern in Versailles auch eine freie Wohnung zugewiesen. Die geheimnisvolle Dame fand in den Adelsfamilien ohne weiteres Zutritt, war zweimal verlobt und starb in hohem Alter im Jahre 1853. Erst nach ihrem Tode entdeckte man, daß diese angebliche Frau ein Mann war, dessen Namen man nie erfahren hat. Eben deshalb erhielt sich auch lange der Glaube, daß man es bei dem verkleideten Mann mit dem Sohn Ludwigs XVIII. zu tun hatte, der während der Revolution verschwunden war. Von den Frauen, die als Männer verkleidet auftraten, ist vor allem die jugendliche Begleiterin Lord Byrons zu erwähnen, die dieser stets als seinen jüngeren Bruder vorzustellen pflegte. Der Kardinal Rohan, der als Bischof in Straßburg residirte, machte seine Ausfahrten des öfteren in Begleitung eines eleganten jungen Abbé, der in Wahrheit eine Marquise de Marigny war. Bekannt sind auch die beiden Engländerinnen Maria Koad und Anny Bonny, die sich zusammen im Jahre 1720 auf einem Piratenschiff anheuern ließen und nicht minder tapfer als ihre männlichen Genossen kämpften. Zu nennen ist ferner die Gräfin d'Agoult, die, als Mann verkleidet, Vizit auf seinen Reisen zu begleiten pflegte. General Massena brachte bei seinem Feldzug in Spanien seine junge Geliebte mit, die den ganzen Feldzug in Uniform eines Dragonerrittmeisters mitmachte. Mit Dumas dem Älteren nahm an den Proben seiner Theaterstücke stets ein lebenswürdiger Jüngling teil, der seine als Mann verkleidete Geliebte war. Auch Balzac war auf seiner italienischen Reise von seiner in Männerkleidung reisenden Geliebten begleitet. Endlich muß als die berühmteste der Frauen in Männerkleidung George Sand genannt werden, die erste Schriftstellerin, die ihre Werke mit einem männlichen Namen zeichnete, und die in der zweiten Hälfte ihres Lebens stets Männerkleidung anlegte.

Aphorismen.

Von Marcusper.

Besser ein Tot Treue als ein ganzes Pfund Schlau.
Für manche Menschen ist selbst die Seerkrankheit eine „seelische Erschütterung“.

Zu unseren besten Handlungen brauchen wir am wenigsten Nachdenken.

Wer den Mut nicht verliert, der bleibt auch im Verlust noch Gewinner.

Ein Geschenk löst die Perle der Unabhängigkeit im Eßig der Verpflichtung auf.

Zufriedenheit und Selbstvertrauen sind meistens eine Bauungsfrage.

Glück, das uns in den Weg läuft, geht so einfach gekleidet, daß die wenigsten es beachten.

Jeder Mensch leistet sich eine Reihe unvermeidlicher Dummheiten; der Weise aber sorgt dafür, daß diese nicht über den Zaun hinwegragen.

Nimm das Leben nicht allzu tragisch, denn lebendig kommst du doch nicht mehr aus der Schlinge heraus.

Wer sein Schicksal überblickt, der kann es auch ertragen; nur die Ungewißheit wirkt sehr leicht tödlich.

Der Optimist ist wie der Dachs im Winterschlaf: er nährt sich vom eigenen Fett.

Hängen der Kage die Federn zum Maul heraus, dann sprich von keinem „Kanarienvogel“, denn das nimmt sie dir sicher übel!